

Barbara Stauber

Geschlechtersensibilität im Kinder- und Jugendfernsehen

Was ist ein attraktives geschlechtersensibles Programm? Gendersensibel sein besagt, nicht Rollen vorzuschreiben, sondern in Figuren und Themen Möglichkeiten des Mädchen- oder Junge-Seins aufzuzeigen. Kinder erwarten vom Fernsehen ohnehin realitätsnahe Sichtweisen auf die Welt, um sich ein eigenes Bild zu machen.

In einer Zeit, in der Mädchen und Jungen herausgefordert sind, möglichst eigenständig mit den Anforderungen der Geschlechterrollen umzugehen, gleichzeitig aber auch deren neu entstandene Gestaltungsmöglichkeiten und Ressourcen zu nutzen, stehen die Medien generell – vor allem aber das Fernsehen – in einer besonderen Verantwortung: Sie fungieren als zentrale Vermittlungsinstanzen für Geschlechterrollenbilder in der ganzen Bandbreite der Möglichkeiten, diese auszugestalten. Umso mehr ist es für Programm-MacherInnen des Kinder- und Jugendfernsehens von Bedeutung, sich des eigenen Tuns unter der Gender-Perspektive zu vergewissern und Geschlechtersensibilität für dessen Wirkungsweisen zu entwickeln. Genau hierzu wollen die folgenden Ausführungen anregen. Dabei sind ganz bewusst beide Geschlechter im Blick: Denn beide Geschlechter brauchen mediale Angebote, die sie zu einer eigenständigen Interpretation ihres Mädchen- und Junge-Seins ermutigen, ihnen Anregungen für erweiterte Interpretationsmöglichkeiten geben

und sie so die Potenziale ihres Mädchen- und Junge-Seins voll ausschöpfen lassen.

In diesem Artikel werden Grundgedanken und theoretische Hintergründe des Konzepts Geschlechtersensibilität umrissen (1), seine zentralen Elemente formuliert (2) und exemplarisch am Thema »Familie« durchdekliniert (3), um abschließend zum erwarteten Nutzen dieser Überlegungen für die Praxis zu kommen (4).

1. Das Konzept Geschlechtersensibilität

Das Konzept Geschlechtersensibilität nimmt eine ganz bestimmte Perspektive auf Mädchen und Jungen ein: Es geht nicht von einem »spezifischen« Mädchen- oder Junge-Sein aus, sondern davon, dass Mädchen und Jungen in ihren vielfältigen Interaktionen – untereinander, mit Geschwistern, mit Eltern und pädagogischen Bezugspersonen, in ihren homo- und heterosozialen Bezügen, nicht zuletzt auch in ihrem Medienhandeln – ihr Mädchen- und Junge-Sein immer wieder (neu) herstellen. Dabei nehmen alle Beteiligten alltäglich immer wieder geschlechterbezogene *Unterscheidungen* vor, die die Geschlechterunterschiede (wie auch andere sozial konstruierte Unterschiede) erst hervorbringen (Gildemeister 2004; Fenstermaker/West 2001). Dieser spätestens in den 90er-Jahren auch in der deutschen Geschlechterforschung vollzogene *Perspektivenwechsel* von den Unter-

schieden zu den Unterscheidungen hat Auswirkungen auf die Frage eines geschlechtersensiblen Medienangebots für Mädchen und Jungen. Zunächst verändert sich die Ausgangsfragestellung. Statt zu fragen: »Wie können wir Mädchen fördern?« – eine Frage, die verdeckt immer noch eine Defizitperspektive auf Mädchen beinhaltet, vor allem dann, wenn sie nicht auch auf Jungen bezogen wird – lautet nun die Frage: »Wie können Auseinandersetzungsprozesse von Mädchen und Jungen gefördert werden?« Statt Mädchen oder Jungen in eine bestimmte Richtung »umzulenken«, geht es darum, Gelegenheitsstrukturen für ihre Auseinandersetzungsprozesse zu schaffen, die sie in Inhalt und Form ansprechen, sie anregen und aufregen, sie provozieren, ohne sie abzuschrecken, und ihnen intellektuelle, ästhetische, emotionale Nahrung geben.

Die zentrale Frage ist also, wie die Interaktionen, in denen Geschlecht hergestellt wird, qualitativ beeinflusst werden können – nicht mit einer bereits inhaltlich vorgegebenen Zielrichtung, sondern im Hinblick auf erweiterte Erfahrungs- und Reflexionsmöglichkeiten für Mädchen- oder Junge-Sein.

Dieser Perspektivenwechsel, von der Frage nach mädchen- oder jungenspezifischen Bedarfen zur Frage danach, wie überhaupt »Spezifika« entstehen, ist für den Medienbereich besonders wichtig und fruchtbar (vgl. Buchen u. a. 2004; Götz 2004; Huber u. a. 2005). Denn Medien sind nicht nur zentrale Lieferanten für die

Bilderangebote, aus denen sich die Herstellungsweisen von Geschlecht speisen, sondern bieten auch einen zunehmend wichtiger werdenden virtuell-realen Erfahrungsraum, der das Potenzial hat zum Experimentieren mit den Möglichkeiten des Mädchen- und Junge-Seins und damit zum Transzendieren von Rollenvorgaben (vgl. Stauber/Kaschuba 2006).

Dies entspricht genau der *Zielperspektive dieser Überlegungen*: der Beförderung von Gender-Kompetenz (Metz-Göckel/Roloff 2002; Kaschuba 2001). Hiermit ist gemeint, den Variationsraum Geschlecht auszuloten, zu lernen, offensiv mit existierenden geschlechter- oder gruppenbezogenen Zuschreibungen umzugehen und auch Gegenbilder zu diesen Zuschreibungen zu entwickeln. Gender-Kompetenz kann als eine zentrale Schlüsselkompetenz im Aufwachsen von Mädchen und Jungen betrachtet werden, auf die sie in ihrer weiteren Identitätsarbeit zurückgreifen können (Keupp u. a. 1999). Voraussetzung für ihre Entwicklung sind soziale, reale und eben auch mediale Räume – zur Informationsvermittlung und zur Herstellung von Anregungsmilieus. Das Kinder- und Jugendfernsehen kann ein solcher Raum sein, wenn es

- Mädchen und Jungen statt klischeehafter Rollenbilder Figuren anbietet, die offen bleiben für Veränderung, für Infragestellung, für Widersprüche und Ambivalenzen¹;
- Themen aufgreift, die Mädchen und Jungen bewegen, und gleichzeitig ihrem Bedürfnis nach Gelingendem Rechnung trägt;
- ihren Utopien, Träumen und Fantasien Raum gibt – Dimensionen also, in denen Realität transzendiert werden kann;
- von der Verschiedenheit der Lebenslagen ausgeht, ohne Unterschiede zuzuschreiben. Nur so sind Identifikationsmöglichkeiten für Mädchen und Jungen mit unterschiedlichen Lebenskontexten und -lagen gegeben.

Das Prinzip, geschlechterbezogene Zuschreibungen zu vermeiden, hat *methodische Konsequenzen*: Statt vorab zu definieren, wie Mädchen und Jungen sind und was sie brauchen, was immer die Gefahr falscher Verallgemeinerungen mit sich bringt, sind Mädchen und Jungen direkt zu fragen, besser noch: zu erleben. Für Mädchen und Jungen unterschiedlicher sozialer und kultureller Herkunft sind Gelegenheiten zu schaffen, in denen sie mitteilen bzw. auch nonverbal ausdrücken können, was ihnen wichtig ist (subjektive und kollektive Relevanz), welche Themen und Fragen sie aktuell bewegen, und was sie brauchen (lebenslagenbezogene Bedarfe). »Bedarf« lässt sich bei jüngeren Altersgruppen nicht einfach abfragen, vielmehr müssen partizipative Settings geschaffen werden, in denen auf der Basis neuer Erfahrungen zum Ausdruck kommen kann, was Mädchen und Jungen brauchen (Bitzan 2004). Hier verfügt das Fernsehen prinzipiell über interaktive Möglichkeiten, die es viel stärker nutzen könnte – vor allem um Mädchen und Jungen mit geringeren Bildungsvoraussetzungen und schlechterer Ausstattung an sozialem Kapital einzubeziehen.

Inhaltlich ist dabei sehr genau darauf zu achten, dass den Interessen beider Geschlechter gleichermaßen Rechnung getragen wird (vgl. Götz, Winter/Neubauer in diesem Heft). Das bedeutet aufzugreifen, was Mädchen und Jungen aktuell interessiert, und keinen Bogen zu machen um Problemthemen (genauer: um Themen, mit denen Erwachsene Probleme haben). Themen wie Selbstverletzungen bei Mädchen oder Risikosportarten oder Mobbing in der Schule bei Jungen bieten einerseits Gelegenheiten für Auseinandersetzung, gleichzeitig ist zu bedenken, dass gerade das Medium Fernsehen auch leicht unerwünschte Nebenfolgen in Form von Nachahmungseffekten und Mystifizierungen zeitigen kann.

2. Elemente von Geschlechtersensibilität

Um diesen Anforderungen zu entsprechen, umfasst das Konzept der Geschlechtersensibilität verschiedene Dimensionen, an denen sich die Gestaltung eines geschlechtersensiblen Fernsehangebots für Kinder ausrichten kann. Diese lassen sich als Balancen formulieren und auf alle möglichen für Fernsehproduktionen in Frage kommenden Inhalte anwenden. Das Bild der Balancen kommt nicht von ungefähr: Geschlechtersensibilität besteht in vielerlei Hinsicht darin, Balancen zu halten, wie es Reinhard Winter und Gunter Neubauer für die Jungenarbeit gezeigt haben (Winter/Neubauer 2001; vgl. auch Winter/Neubauer in diesem Heft).

Balance zwischen Bewältigen und Gestalten

Kindheit und Jugend wollen nicht nur bewältigt, sondern auch gestaltet werden. So wichtig Problembewältigung ist, so sehr geht es Mädchen und Jungen darum, sich hierbei als handlungsfähiges, kreatives, selbstwirksames Subjekt zu erleben.² Diese Balance bedeutet daher, neben oder in der Problembewältigung die kreativ gestalterische Seite von Mädchen und Jungen sichtbar zu machen.

Balance zwischen Ermöglichen von Selbstinszenierungen und Rückhaltgeben

Selbstinszenierungen sind eine alltäglich zu beobachtende Handlungspraxis, die inzwischen immer früher in die Kindheit greift (Stauber 2004). Mit ihnen erproben Jungen und Mädchen ihre Handlungsfähigkeit und vergewissern sich so ihrer selbst – durch Bewegungs-, Körper-, Kleidungs- und Sprachspiele und durch das Ausbilden bestimmter Umgangsformen mit- und gegeneinander. Doch Mädchen und Jungen brauchen nicht nur die Bühne der Selbstinszenierung, sondern auch Orte des Rück-

halts und der Geborgenheit – eine Dimension, die in medialen Angeboten nicht vergessen werden darf. Die Balance besteht hier also darin, beide Qualitäten – die der Selbstinszenierung und die des Rückhalts – zu bieten.

Balance zwischen Problematisieren und dem Aufzeigen von Gelingendem

Balanciert werden muss auch zwischen einem problematisierenden Zugang zu bestimmten Themen einerseits und der Darstellung von Gelingendem andererseits. Der eine Pol öffnet Fragen, geht in die Nähe von Tabuzonen und trägt so dem Bedürfnis vieler Mädchen und Jungen nach Hinterfragen der glatten Oberfläche Rechnung. Der andere Pol zeigt auf, wie Lebensbereiche bewältigt und gestaltet werden können und gibt dem Bedürfnis nach Gelingendem Raum (Neubauer/Winter 2001), wie es zum Beispiel in der leidenschaftlichen Rezeption von Soaps zum Ausdruck kommt (Götz 2003). So wenig wie Mädchen *als* Mädchen Trägerinnen eines Problems sein wollen und jede Problembeschreibung sehr schnell als Problemzuschreibung auffassen, so sehr ist darauf zu achten, dass die medial neu entdeckte »Problemgruppe« der Jungen nicht die männlichen Fernsehfiguren dominiert.

Balance zwischen der Betonung von Unterschiedlichkeit und der Betonung von Gleichbetroffenheit in der jeweiligen Geschlechtergruppe

Mädchen können in bestimmten Aspekten ihres Lebens Gleichbetroffene sein, in anderen jedoch – je nach Herkunftsmilieu – ganz unterschiedliche Erfahrungen machen; dasselbe gilt für Jungen. Mädchen und Jungen wollen zunächst einmal in ihrer *Individualität* anerkannt sein, ohne dabei einen Stempel aufgedrückt zu bekommen, dass sie in diesem und jenem Aspekt *anders* sind. Erst wenn der Individualität Raum und Aner-

kennung gegeben ist, dann lassen sich auch *verbindende Aspekte* entdecken. Das heißt: Fernsehfiguren so anzulegen, dass Mädchen und Jungen sich in ihrer Individualität *und* in der geschlechterbezogenen Gleichbetroffenheit spiegeln können.

Wenn diese Balancen in der inhaltlichen Ausgestaltung von Kinder- und Jugendfernsehen gehalten werden, sind gute Voraussetzungen für die Vermittlung von Gender-Kompetenz geschaffen. Dies soll nun am Beispiel »Familie« gezeigt werden, weil in deren Thematisierung sowohl subtile als auch immer noch manifeste Geschlechterrollenkonzepte zur Wirkung kommen und gerade hier ein hoher Bedarf an geschlechtersensiblen medialen Darstellungen besteht.

3. Beispiel »Familie«

Familie ist ein zentrales Thema für Mädchen und Jungen, unabhängig davon, ob sie zu den zwei Dritteln der Kinder gehören, die derzeit eine familienstabile Kindheit erleben, oder zu dem Drittel, das eine oder mehrere Veränderungen der Familiensituation erlebt (vgl. Alt 2005). Dabei sind Kinder als aktive Subjekte und nicht lediglich als Opfer familiärer Ereignisse zu betrachten (vgl. Zartler u. a. 2004).

Die *Balance zwischen Bewältigen und Gestalten* im Fernsehangebot für Kinder wird dann gehalten, wenn es die reale Ambivalenz eines jeden Familienlebens aufzeigt (Lüscher 2000), das heißt, deutlich macht, dass es in jeder Familie nicht nur schön, aber auch nicht nur schrecklich ist, dass es im Familienleben lästige Aufgaben gibt, aber auch solche, die Befriedigung verschaffen, und dass Konflikte zu jeder Familie gehören. Thematisiert werden sollte dabei auch, wie in familiären Konflikten an die Geschlechterrolle von Mädchen und Jungen appelliert wird und welche Handlungsspielräume beide Geschlechter haben.

Ebenso muss Raum sein für die Gestaltungsansprüche von Mädchen und Jungen im Hinblick auf ihre Familienbeziehungen, wie sie zum Beispiel in Träumen und Sehnsüchten zum Ausdruck kommen.

In Bezug auf die *Balance zwischen Selbstinszenierungen und Rückhalt* in der Familie muss davon ausgegangen werden, dass Familie einer starken Außenbewertung unterliegt, die auf die Töchter und Söhne zurückfällt: Schon im Kindergarten machen sie Anerkennungs- oder Beschämungserfahrungen und erspüren, welche Familien angesehen oder weniger geachtet sind. Dies wirkt sich auf ihre Selbstkonzepte und Selbstinszenierungen aus, die sich – je nach Erfahrungshintergrund – über die Familie oder jenseits der Familie artikulieren. Für diejenigen, die sich nicht positiv auf ihre Familie beziehen können, sind Storys hilfreich, die die vermeintliche Familiennormalität hinterfragen.

Andererseits ist es auch wichtig, anhand von eher harmlosen Themen Schamgefühle aufzugreifen und so ihre Bewältigung zu unterstützen – zum Beispiel durch Talkshows zum Thema »Was Mädchen und Jungen an ihren Eltern peinlich finden«.

Für die *Balance zwischen Problematisieren und dem Aufzeigen von Gelingendem* sollte das Fernsehangebot einerseits Brüchiges im Glatten aufsuchen, andererseits aber auch Gelingendes aufzeigen – in den »Normalfamilien«, die bei näherem Hinsehen selten ganz normal sind, aber auch in den Patchwork- und Alleinerziehenden-Familien.

In diesem Kontext ist es wichtig, auch Beziehungen jenseits der Elternbeziehung in den Blick zu nehmen: die Bedeutung der Geschwisterbeziehungen oder der Beziehung zu den Großeltern, die generell sehr wichtig sind, besonders aber dann, wenn es in der elterlichen Beziehung kriselt (Zartler u. a. 2004).

Die *Balance zwischen Unterschiedlichkeit und Gleichbetroffenheit* zu

halten, bedeutet, sich für die Kinder-Perspektive in ihrer ganzen Unterschiedlichkeit zu interessieren, das heißt: bei mehreren Geschwistern für die unterschiedlichen Rollen und Sichtweisen der einzelnen Mädchen und Jungen; in Patchwork-Familien für die unterschiedlichen Rollen, Sichtweisen und Probleme der aus verschiedenen Verbindungen stammenden und sich in einem neuen Familiensystem wiederfindenden Mädchen und Jungen. Gleichzeitig betrifft diese Balance Fragen, die im interkulturellen Kontext interessieren: Was bedeutet in unterschiedlichen kulturellen Kontexten Familie? Wo liegen Gemeinsamkeiten, wo Unterschiede? Welche Familienfeste gibt es und was bedeuten sie jeweils? Wie wird jeweils mit der Geburt eines neuen Familienmitglieds bzw. mit dem Tod umgegangen? Hieran können sich Fragen anschließen, die für die Situation von Kindern in anderen Regionen der Erde sensibilisieren: Was bedeutet »Familie« zum Beispiel für Aidsweisen in Südafrika, für Mädchen und Jungen in Bürgerkriegen oder auf der Flucht? Nachvollziehbare Gefühle wie Angst oder die Sehnsucht nach Geborgenheit schaffen Brücken zwischen unterschiedlichen Kontexten des Aufwachsens.

Methodisch können diese Balancen durch möglichst realitätsnahe Geschichten über Tochter-Mutter-, Sohn-Vater-, Tochter-Vater-, Sohn-Mutter-Beziehungen, über Beziehungen zu Geschwistern oder Großeltern umgesetzt werden. Geeignet sind hierfür Porträts (»Wir sind eine Familie mit zwei Müttern« (oder Vätern)) oder Formate wie Talk-Runden, in denen Kinder als ExpertInnen zu Wort kommen, deren Eltern schon länger getrennt leben (Was sind ihre Ratschläge an Erwachsene? Was sind ihre Ratschläge an andere Kinder – an Kinder aus Scheidungsfamilien, aber auch an solche, deren Eltern sich gut verstehen? Was ist schwer daran, wenn Eltern sich trennen? Was ist gut daran?). Um Kinder und Jugendliche

nicht allein zu lassen mit ihren Schwierigkeiten, ist es wichtig, ihnen frühzeitig externe Beratungsmöglichkeiten aufzuzeigen und deutlich zu machen, dass deren Inanspruchnahme völlig legitim ist. Das Fernsehen kann durch das Vorstellen einer Jugendberatungsstelle und ihrer MitarbeiterInnen darüber aufklären, wo Kinder sich hinwenden können, wenn mal richtig Zoff ist. Zusätzlich können nach bestimmten Sendungen Kinder-Chats und Eltern-Chats angeboten werden, um Mädchen und Jungen, aber auch Väter und Mütter mit ihren Fragen nicht allein zu lassen.

Eine wichtige Dimension in der methodischen Umsetzung ist die der Selbstreflexion der FernsehredakteurInnen. Sie dient dazu – individuell oder in der Teamverständigung –, die eigene Haltung zu überprüfen. Dabei wird den FernsehredakteurInnen nicht etwa ein besonderer Reflexionsbedarf in Sachen Gender-Sensibilität unterstellt, vielmehr sind die geschlechterbezogenen Zuschreibungsprozesse so allgegenwärtig, dass alle im weitesten Sinne pädagogisch arbeitenden Berufsgruppen immer wieder die eigene Beteiligung hieran überprüfen bzw. Alternativen hierzu entwickeln müssen. So ist es wichtig, sich im Hinblick auf »Familie« selbst zu fragen:

- Wofür steht Familie für mich? Kindheitstrauma? Heiler Rückzugsort?
- Welche Familienform lebe ich selbst?
- Was brauchen meiner Meinung nach Kinder in der bzw. von der Familie?

4. Zur Anwendung und zum Nutzen dieser Überlegungen für die Praxis

Das Konzept der Geschlechtersensibilität ermöglicht eine Vergewisserung auf der Meta-Ebene, mit viel Freiheit für die Ausgestaltung im

Einzelnen. Die Balancen stehen für Einsichten in ein gegendertes Aufwachsen unter spätmodernen Bedingungen, das heißt: Sie berücksichtigen die zum Teil widersprüchlichen Anforderungen, die Mädchen und Jungen heute bewältigen müssen, und die vielfältigen Verunsicherungen, die damit einhergehen.

Im Hinblick auf die Fernsehinhalte eignen sich die genannten Balancen dafür, zu lebensweltlich relevanten Themenbereichen ein *Meinungsspektrum* aufzuzeigen. Das genau suchen viele Kinder und Jugendliche (Schatz/Götz 2004): Sie wollen ein realitätsnahes Angebot an Möglichkeiten, die Welt zu sehen, mit genügend Raum, um sich hieraus (oder in Abgrenzung hiervon) ein eigenes Bild zu machen. Ein für (geschlechterbezogene) Zuschreibungen sensibles Vorgehen korrespondiert mit der Erkenntnis aus der Rezeptionsforschung, dass klischeehafte Darstellungen von den jungen ZuschauerInnen eher abgelehnt werden (ebd.).

Rezeptionsstudien zeigen auch, dass im Kinder- und Jugendfernsehen vor allem ProtagonistInnen besonders glaubwürdig sind, die wissen, wovon sie sprechen. Statt also Meinungen *über* Kinder und Jugendliche zu verbreiten, liegt der Schwerpunkt darauf, Meinungen *von* Kindern und Jugendlichen Raum zu geben. Das bedeutet, dass neben fiktionalen Figuren die AltergenossInnen als ExpertInnen in eigener Sache ausreichend zu Wort kommen. Dieser partizipative Aspekt kann für Eigenproduktionen von Kindern und Jugendlichen noch höher veranschlagt werden (vgl. Schell 2004; Niesyto 2001).

Eine selbstreflexive, balancierende Grundhaltung kann als Korrektiv bei der Entwicklung von Figuren, bei der Auswahl von Filmen, bei der Konzeption von Fernsehformaten wirken. Im Prinzip kann jede Figur, jede Story, jedes Format daraufhin überprüft werden, ob sie diesen Balancen entsprechen. Hierbei ist der Blick auf das gesamte Fernsehangebot für Kinder

entscheidend: Nicht jede Sendung für sich genommen kann alle genannten Kriterien erfüllen, aber jeder Nachmittag oder jedes Wochenprogramm. Wichtigste Strategie zur *Umsetzung* sind Figuren, die die Gestaltbarkeit von Unterschiedlichkeit aufzeigen, anstatt falsche Eindeutigkeit und Geschlossenheit zu suggerieren. Sie unterstützen darin, dass Fragen o. k. sind und gestellt werden dürfen, dass Vielfalt interessant ist, dass Anders-Sein ein Anlass zum Nachfragen und Nachdenken, nicht aber zur Abgrenzung oder Ablehnung ist. Sie lassen erkennen, dass das vermeintlich »Normale« nur eine unter vielen möglichen Spielarten ist. Damit kann Fernsehen zu einem Medium für Selbst- und Fremdverstehen werden, was im Kontext interkulturellen Lernens immer bedeutungsvoller wird. Der erwartete Nutzen einer solcherart balancierten Vorgehensweise ist, für die Mädchen ein vielfältigeres Angebot zu schaffen, den Jungen bislang eher verdeckte Seiten ihres Junge-Seins besser zugänglich zu machen und darauf hinzuwirken, dass sich *unterschiedliche* Gruppen von Mädchen und Jungen im Fernsehangebot repräsentiert fühlen können und für ihre vielfältigen Orientierungsfragen Anregungen finden. Fernsehen kann als wichtiges Informations-, Interaktions- und Unterhaltungsmedium für die Altersgruppe der bis 12-Jährigen im Hinblick auf die Beförderung von Gender-Kompetenz sein doppeltes Potenzial entfalten: Es kann einerseits zum Überschreiten von geschlechterbezogenen Rollenvorgaben und zum Ausprobieren von Neuem anregen, es kann andererseits aber auch auf altersgerechte Weise zum Hinterfragen von geschlechterbezogenen Bildern beitragen. ■

ANMERKUNGEN

- 1 Dies erscheint wichtiger als das Entwickeln von Gegenbildern, die leicht in die Falle neuer Klischeebildungen laufen. So hat die Untersuchung der Hauptfiguren des Kinderfernsehens ergeben, dass weibliche Figuren entweder überproportional dem traditionellen Mädchen-Klischee entsprechen (reaktiv; hilflos; blond), oder aber dem Klischeebild des »wildes Mädchens mit den roten Haaren« (vgl. Götz in diesem Heft).
- 2 Unter Selbstwirksamkeitserfahrungen (»self-efficacy«, Bandura 1997) sind selbstbewusstseinsfördernde Erfahrungen einer lernenden Person zu verstehen, in denen diese die Überzeugung gewinnt, schwierige Aufgaben oder Lebensprobleme durch eigenes Handeln bewältigen zu können.

LITERATUR

- Alt, Christian (Hrsg.): *Kinderleben. Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen.* (Schriftenreihe des Deutschen Jugendinstituts: Kinderpanel. Band 1: Aufwachsen in Familien; Band 2: Aufwachsen zwischen Freunden und Institutionen.) Wiesbaden: VS Verlag f. Sozialwissenschaften 2005.
- Bandura, Albert: *Self-efficacy: The exercise of control.* New York, NY: Freeman 1997.
- Bitzan, Maria: *Lernen, anders zu fragen. Methodologische Anmerkungen zum Forschungsbedarf in der geschlechterbezogenen Kinder- und Jugendhilfe.* In: Bruhns, Kirsten (Hrsg.): *Geschlechterforschung in der Kinder- und Jugendhilfe. Praxisstand und Forschungsperspektiven.* (DJI-Reihe – Gender) Wiesbaden: VS Verlag 2004, S. 161-183.
- Buchen, Sylvia; Helfferich, Cornelia; Maier, Maja S. (Hrsg.): *Gender methodologisch.* Wiesbaden: VS-Verlag 2004.
- Fenstermaker, Sarah; West, Candace: »Doing Difference« revisited. In: Heintz, Bettina (Hrsg.): *Geschlechtersoziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 41/2001.* Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2001, S. 236-249.
- Gildemeister, Regine: *Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung.* In: Becker, Ruth; Kortendiek, Beate (Hrsg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung.* Wiesbaden: VS-Verlag 2004, S. 132-140.
- Götz, Maya: *Was suchen und finden Mädchen in Daily Soaps?* In: Luca, Renate (Hrsg.): *Medien Sozialisation Geschlecht. Fallstudien aus der sozialwissenschaftlichen Sozialforschung.* München: KoPäd 2003, S. 99-110.
- Götz, Maya: *Alles nur Romantik? Geschlechterspezifische Mediennutzung von Kindern und Jugendlichen.* In: *Mitteilungsblatt Bayerisches Landesjugendamt, -/2004/1, S. 1-9.*
- Huber, Helga; Kaschuba, Gerrit; Stauber, Barbara: *Jugend und verantwortungsvolle Mediennutzung – Medien und Persönlichkeitsentwicklung. Untersuchungsbericht des Programms der Landesstiftung Baden-Württemberg.* Stuttgart: Schriftenreihe der Landesstiftung Baden-Württemberg 2005.
- Kaschuba, Gerrit: »... und dann kann Gender laufen«. *Entwicklung von Qualitätskriterien für Pro-*

zesse geschlechtergerechter Bildungsarbeit. *Forschungsbericht.* Tübingen: tifs-Online-Publikation 2001, <http://www.tifs.de/veroeffentlichungen>.

Keupp, Heiner u. a.: *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne.* Reinbek bei Hamburg: Fischer 1999.

Lüscher, Kurt: *Die Ambivalenz von Generationenbeziehungen.* In: Kohli, Martin; Szydlik, Marc (Hrsg.): *Generationen in Familie und Gesellschaft.* Opladen: Leske u. Budrich 2000, S. 138-161.

Metz-Göckel, Sigrid; Roloff, Christine: *Genderkompetenz als Schlüsselqualifikation.* In: *Journal Hochschuldidaktik, 13/2002/1.* http://www.medienbildung.net/pdf/themen_seiten/metz_goeckel_roloff.pdf.

Neubauer, Gunter; Winter, Reinhard: *So geht Jungenarbeit. Geschlechtsbezogene Entwicklung von Jugendhilfe.* Berlin: SPI-Verlag 2001.

Niesyto, Horst (Hrsg.): *Selbstaussdruck mit Medien: Eigenproduktionen mit Medien als Gegenstand der Kindheits- und Jugendforschung.* München: KoPäd 2001.

Schatz, Eva; Götz, Maya: *Kompakt, verständlich und authentisch.* In: *TelevIZion, 17/2004/2, S. 21-27.*

Schell, Fred: *Jugendliche machen ihr eigenes Programm.* In: *TelevIZion, 17/2004/2, S. 47-52.*

Stauber, Barbara: *Junge Frauen und Männer in Jugendkulturen. Selbstinszenierungen und Handlungspotentiale.* Opladen: Leske u. Budrich 2004.

Stauber, Barbara; Kaschuba, Gerrit: *Dem Verhältnis von Medienkompetenz und Gender-Kompetenz auf der Spur – Anregungen aus einer Evaluation medienpädagogischer Projekte.* In: Buchen, Sylvia; Helfferich, Cornelia; Maier, Maja S. (Hrsg.): *Gender medienkompetent.* (i. E. 2006).

Zartler, Ulrike; Wilk, Lieselotte; Kränzle-Nagl, Renate (Hrsg.): *Wenn Eltern sich trennen. Wie Kinder, Frauen und Männer Scheidung erleben.* Frankfurt a. M.: Campus 2004.

DIE AUTORIN



Barbara Stauber, PD Dr. rer. soc. habil., ist Sozialwissenschaftlerin an zwei freien Forschungsinstituten in Tübingen (tifs – Tübinger Institut für frauenpolitische Sozialforschung und IRIS – Institut für regionale Innovation und Sozialforschung) und lebt in Reutlingen.